Mir zuliebe.

Roman von Erich Ebenstein.

(11. Fortsetzung.)

Der alte Herr rieb erregt an dem glattrasierten Kinn seines fein modellierten Kopfes herum. Herwecker nickte gedankenvoll.

„Im Grunde ist das auch meine Meinung. Aber die Jüngeren von heutzutage sind anderer Ansicht. Sie sagen, die neue Zeit fordere auch neue Männer."

„Lala! Worte ohne Sinn! Die Zeit ist weder jung noch alt, sie ist immer gleich. Das Tüchtige erhält sich, das Schwindelhafte vergeht. So ist's auch mit den Männern. Die gestern jung waren, sind morgen alt, und nur der kann hoffen, sich selbst in seinen Leistungen zu überleben, der in Ehren alt geworden ist. Mich z. B. kennen sie nicht in Paris und London oder New York — liegt mir auch nichts daran! Aber meine Schüler und meine Kranken kennen mich, die haben Vertrauen zu mir und lieben mich. Sie — Herwecker — und das ist viel! Das gäbe ich nicht hin für zehn Berühmtheiten wie Westendorf! Denn wenn ich mal die Augen zutue, dann wird's wohl nur einen kurzen Nachruf geben, aber viel ehrliche Trauer. Und hier und da wird einer sein, der wird sagen: „Er war ein ehrlicher Arbeiter, aber nie ein Streber, der seine Hände befleckt hat durch Geldgier oder Ruhmsucht"."

Eine kleine Pause trat ein. Dann sagte Herwecker, nachdenklich sein Glas leerend: „Und doch muß eine Ursache da sein, daß gerade in unserer Zeit mehr als in anderen je zuvor die Natur des Mannes zum Streberturn neigt. In allen Berufen kann man das beobachten. Und es sind auch tüchtige Leute darunter, die sich in den Strudel hineinziehen lassen."

Professor Schwimmer ließ ein kurzes, dürres Lachen hören.

„Natürlich gibt's diese Ursache! Woher ist denn schon nach der Bibel alles Uebel in die Welt gekommen? Das Weib, lieber Freund, das Weib ist die Ursache!"

Herwecker sah betroffen auf. Schwimmer aber fuhr, eifrig mit dem großen Schädel, der ihm etwas Gnomenhaftes verlieh und den Spitznamen „König Laurin" eingetragen hatte, nickend, fort:

„Jawohl! Können sich verlassen darauf! Denn das Weib unserer Tage ist gierig und ehrgeizig. Dem gelüstet's wieder einmal nach dem verbotenen Apfel, und die Schlange in Gestalt des Luxus ist natürlich nicht fern."

„Bah! Aus Ihnen spricht der Junggeselle und Weiberfeind!" lachte Herwecker gemütlich.

„Gar nicht. Wenn ich Junggeselle blieb, so war's, weil die, die mein Glück in Händen hielt, starb, ehe ich sie heiraten konnte. Und mit dem Nachwuchs derer, die ich meine, sieht's verdammt schlecht aus. Weiberhasser? I Gott bewahre! Was ein richtiges Weib ist, da zieh' ich gern dreimal den Hut ab! Aber sie sind rar — sehr rar momentan!"

Er wies mit galligem Lächeln nach dem Saal hinaus, wo eben Frau Hofrat Westendorf pompös in rotem Samt mit goldgestickten Seesternen und einem kostbaren Diadem im Haar neben Judith Raden hinschritt, die ein juwelenfunkelndes Miniaturdampfschiff am Kopfe trug.

„Dort wandeln sie, die lieblichen Blumen, die Westendorf um seinen Idealismus brachten. Und wohin Sie blicken, gleichgesinnte Mitschwestern! Was glauben Sie denn? Diese rieselnden Kleider, Flitterpailletten, Brillanten, Theaterlogen, Sommersejours, Autos, dieser ganze Hexensabbat von Jours und Vergnügungen, dieser Troß von Schmarotzern, die die „glänzenden Daten" der Männer und die noch glänzenderen Toiletten der Frauen in die Welt hinausposaunen, das alles kostet doch Geld! Ein Heidengeld! Und die Männer — ob sie nun Advokaten, Kaufleute oder Aerzte sind, scharren die das etwa in den Hinterhäusern der Vorstadt zusammen? Wenn der arme Mann Geld braucht, so verkauft er Uhr oder Winterrock. Der Reiche — hm — der kann das nicht. Es gäbe auch nichts aus! Der gibt seinen Idealismus dahin. Der sagt: „Das Leben ist ein Rechenexempel, und der Beruf die Maschine, mit deren Hilfe man es löst"; basta!"

„Doch nicht alle! Da muß ich sehr bitten!"

„Natürlich nicht alle. Bloß die, die Karriere machen — müssen!"

Er lachte plötzlich herzlich auf.

„Ah, sehen Sie doch, wie symbolisch! Die Raden spricht mit der Barnell, die als „Polype" erschienen ist. Gibt's etwas Gelungeneres? Die Barnell, von der gegenwärtig in Wien am meisten gesprochen, die am meisten bewundert wird — als Polype! Ungeheuer fein ersonnen! Wieviel Zeniner Idealismus mag wohl die schöne Frau Barnell bis jetzt mit ihren zarten Fangarmen schon an sich gezogen und aufgesogen haben? Ja, das Weib! Das Weib von heute mit seiner unersättlichen Gier nach Reichtum, Genuß und Bewunderung, das Weib, das seiner Bestimmung entfremdet ist, das nur an sich allein denkt, das mit gedankenlosem Lächeln und immer fordernd dem Blick die Ueberzeugungen so vieler tüchtiger Männer zu entwurzeln strebt!"

Sie wurden unterbrochen. Dr. Talberg, ein Jugendfreund Schwimmers, setzte sich zu ihnen. Er war ein großer, hagerer Mann Ende der Fünfzig, mit offenen, freundlichen Zügen, und galt für einen sehr geschickten Halsspezialisten.

Kaum saß er, als er, behaglich zwinkernd, von einem zum andern blickte.

„Nanu, ich habe wohl gestört? Da gab's eine erregte Debatte! Schwimmer, du siehst wirklich wieder puterrot aus, alter Kampfhahn! Wen hattest du denn mal wieder unter den Krallen?"

„Die armen Frauen", lächelte Herwecker. „Anstatt wie Schiller von den himmlischen Rosen zu sprechen, die sie ins irdische Leben flechten und weben, möchte er alles Schlimme unserer Zeit auf ihr Konto setzen."

„Ach so! Sein Lieblingslied! Uebrigens, obwohl sonst prinzipiell immer in der Opposition, muß ich Schwimmer — darin recht geben. Sie sind leider längst nicht mehr die himmlischen Flechterinnen, wie zuzeiten des glücklichen Schiller, dessen Lotte hausmütterlich die Pfennige zusammenhielt, damit ihr Liebster sich in geruhsamer Häuslichkeit behaglich entwickeln konnte. Damals sprach man nämlich noch von Behaglichkeit im Heim, heute gibt's nur „Stimmung" und „Stil". Na, ja, solche Narreteien wie diese hier heute, wo man bequem in einem Abend ein kleines Vermögen verpuffen kann, gab's ja freilich auch nicht — Anno dazumal. Da hatten die lieben Weibsen nicht so viele Gelegenheiten, einander zu übertrumpfen."

Herwecker, dem zwei alte Schwestern ein sehr behagliches Heim bereiteten, und der darum die beste Meinung von den Frauen hatte, schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Jetzt fangen Sie auch noch an! Schwimmer ist wenigstens Junggeselle. Aber — Sie! Wenn Ihre Frau zum Beispiel jetzt dasäße und Ihnen zuhörte?"

„Die?" Talberg lächelte noch behaglicher und streckte die langen Beine von sich. „Nu, sehen Sie, die säße eben nie da! Und wenn sie's täte, dann sagte sie höchstens: „Bravo, Alter, recht haste!" Denn die meinige, die hat noch so was an sich von Anno dazumal. Die flickt eigenhändig meine Socken, und einen ehrlichen Kirschenstrudel kann sie auch selbst bereiten. Jawohl! Nicht mal die Frauenbewegung ist ihr zu Kopf gestiegen. „Denn wozu?" sagt sie, meine Poldi. „Ich fühle mich ja ganz wohl unter deiner Fuchtel, Alter! Mal hast du recht, mal ich. Mal streiten wir uns ein bißchen, und dann vertragen wir uns wieder. Lieb aber haben wir einander doch immer, gelt?" Sehen Sie, so soll ein richtiges Frauenzimmer denken!"

„Gewiß. Aber so denken auch meine Schwestern. So denken sicher die meisten Frauen."

„Na, das heißt die Frauen — ja! Aber die sind eben dünn gesät. Denn was da draußen zum Beispiel aufgetakelt herumsegelt, das nenne ich „Damen". Bloß Damen! Und Frauen und Damen — nu, das ist eben ein ganz ungeheurer Unterschied. Es kann wohl manche Frau, wenn's nottut, auch „Dame" sein — die richtige Frau kann überhaupt alles, was eben von ihr verlangt wird — aber die bloß „Damen" sind, können beim besten Willen nicht echte Frauen sein; 's liegt nicht in ihrer Natur. Wie man zum Beispiel aus einer Suppenterrine mal einen Rosenstrauß einfrischen, nie aber in eine Sezessionsvase Suppe fühlen kann. Uebrigens lassen wir die Weibsen. Haben Sie Westendorf schon gesehen?"

„Nein", antwortete Professor Schwimmer. „Wir sprachen vorhin von seinem Mißgeschick, aber ihn selbst sah ich noch nicht hier. Eigentlich merkwürdig! Sonst zeigt er sich mit Vorliebe bei solchen Gelegenheiten, besonders, wenn er, wie jetzt wieder, einen neuen Orden aufzustecken hat."

„Aha, der russische! Sollte von Rechts wegen heißen „Rachenmandelorden"."

Alle lachten. Dr. Talberg aber wurde gleich wieder ernst.

„Bin nämlich auf sein Gesicht neugierig, wenn er mit Riedl zusammentrifft."

„Riedl? War der nicht einmal Sekundärarzt auf seiner Klinik, und verschwand dann spurlos von der Bildfläche, weil er etwas mit Tillet hatte?"

„Derselbe. Tiller nannte ihn im intimen Kreis den größten Ignoranten, der ihm je begegnet sei, und riet ihm, lieber Preisboxer zu werden, als Arzt zu bleiben. Boxen war nämlich seine Leidenschaft."

„Und warum soll Westendorf ein Gesicht machen, wenn er diesem unbedeutenden Menschen etwa zufällig hier begegnet?"

Talberg riß die Augen groß auf.

„Wie, du weißt nichts? Seit gestern spricht doch alle Welt davon. Wohin ich komme, höre ich nichts anderes, bei Kollegen, Patienten, im Café, na überall eben: Riedl soll geerbt haben und will nun ein zweites, großes Sanatorium errichten."

Professor Herwecker stieß einen leisen Pfiff aus. „Also doch! Ich wollt's gar nicht glauben. Na, da kommen dem Westendorf ja allerlei Annehmlichkeiten auf einmal zusammen. Wer soll denn der Leiter werden? Doch nicht Riedl selbst?"

„Nein. So viel Selbsterkenntnis besitzt er doch. Er nennt sich nur schlicht „Direktor". Das Sanatorium, das übrigens für den „Mittelstand" gedacht ist — beachten Sie den feinen Kniff; man wird sagen: Billiger, als bei Westendorf, und alles wird in Scharen zu Riedl rennen — soll unter der Leitung eines tüchtigen Arztes stehen, der keine andere offizielle Nebenstellung bekleidet. Man nennt allerlei Namen. In erster Linie Lauterbach."

„Bah, der wird nicht gehen! Erst neulich sagte er mir, er sehne sich fort von Wien und wolle sich um den wieder frei gewordenen Posten bewerben, den sein Vater einst in Dingsda — den Namen vergaß ich — einnahm", meinte Herwecker.

„Nun, dann wird's vielleicht Langsteiner oder Dr. Roßmann. Beide sollen sich nicht mehr wohl bei Westendorf fühlen."

Schwimmer drückte plötzlich des Sprechers Arm und zwang ihn, in den Saal hinauszusehen.

Dort kam eben in herzlichem, angeregtem Gespräch Westendorf Arm in Arm mit einem athletisch gebauten jungen Mann von etwa 36 Jahren geschritten. Es war Dr. Albin Riedl.

Brüder hätten nicht herzlicher plaudern können, kein Glücklicher strahlender lächeln können.

Schwimmer stand hastig auf.

„Ich gehe. Ich habe genug von diesem Abend. Vielleicht ist's eine Schande, was ich sage, aber es ist so: Ich verstehe so was einfach nicht! Erst jagt er ihn fort von seiner Klinik, und jetzt — ach, pfui!"

Talberg schob gemütlich seinen Arm in den des erbosten Freundes. „Nimm mich auch mit; meine Alte wird schon auf mich warten. Und errege dich nur nicht. Was willst du denn? Die beiden sind eben klüger als du. Da sie sich als Konkurrenten nicht den Hals umdrehen können, werden sie — intime Freunde. Ich wette, sie machen nun schon miteinander aus, wie sie sich gegenseitig nützen können. Vielleicht denkt Westendorf im stillen daran, daß er eine Tochter hat und Riedl unverwählt ist. Das würde alles in Wohlgefallen auflösen — he? Hab' ich nicht recht?"

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Eine verlorene Stadt.

Ein englischer Korrespondent einer chinesischen Zeitung gibt einen interessanten Bericht über den Wiederaufbau von Tsingtien, „der Stadt, die verloren ging", die er kürzlich zum ersten Male, nachdem sie im August 1912 durch einen Taifun vollständig vom Erdboden fortgefegt worden war, besuchte. Dieses Unglück ist seinerzeit nach dem Ausland gemeldet worden, hat aber wenig Aufmerksamkeit gefunden. Tsingtien war eine von Mauern umgebene Stadt von ungefähr zwanzigtausend Einwohnern und stand am Wu-Flusse in der Provinz Tschetiang, ungefähr dreißig Kilometer oberhalb von Wentschau. Am 29. August 1912 erhob sich ein Taifun, und der Fluß stieg während der Nacht ungefähr fünfzehn Meter, überflutete die Stadt und entführte zahlreiche Häuser ins Meer. Mindestens 2000 Personen fanden hierbei ihren Tod, und 43 Städte und Dörfer der Umgegend sind teilweise oder gänzlich vernichtet worden.

Als der betreffende Korrespondent vor wenigen Wochen das ganze Gebiet bereiste, fand er riesige Sandwüsten, wo einst prosperierende Städte standen. Aber langsam wird jetzt das Verlorene wieder zurückgewonnen. Die Sandschicht, die der Fluß zurückgelassen hatte, liegt ungefähr einen Meter hoch, und diese ungeheure Masse muß eimerweise von den Bewohnern weggeschafft werden. In Tsingtien selbst wird die Stadtmauer, die aussieht, als ob sie schwer bombardiert worden wäre, in der gewohnten chinesischen Art wieder aufgebaut. Zuerst wird man eine Außenmauer und einige Fuß davon entfernt eine Innenmauer errichten. Der Zwischenraum wird mit kleinen Steinen oder Sand ausgefüllt. In der Stadt selbst entsteht ein Haus nach dem andern, die Geschäftstätigkeit hebt sich, aber es werden Jahre vergehen, ehe der ganze Distrikt wieder zu seiner alten Blüte gelangt.

Bilder aus Mexiko.

Die Tropenzone mit den Hafenstädten Vera Cruz und Tampico.

Wohl in keinem Lande der Welt kann man in so kurzer Zeit einen radikalen Klimawechsel durchmachen, wie in Mexiko, wo es nur einer Eisenbahnfahrt von wenigen Stunden bedarf, um von den Hochplateaus, die etwa 8,000 Fuß über der Meeresfläche liegen, nach den von der Tropensonne durchglühten sandigen Gestaden des Golfs zu gelangen. Die Mexikanische Eisenbahn, die von der Hauptstadt Mexiko City nach Vera Cruz führt, beginnt bei Esperanza, am Fuße des Monte Orizaba, das noch in der eben erwähnten Höhe und etwa 112 Meilen von Vera Cruz gelegen ist, ihren Abstieg, und schon auf den nächsten 30 Meilen fällt das Bahnbett, das hier eine wildromantische Gegend mit engen Schluchten und dicht bewaldeten Bergabhängen durchschneidet, um mehr als 4,000 Fuß. Hier erreichen wir das herrliche

Marktplatz und altes Schloß in Vera Cruz.

Städtchen Orizaba, mit einer Bevölkerung von etwa 35,000, das mit seinen palmenbeschatteten Straßen und niedrigen Gebäuden im maurischen Stil einen malerischen Anblick gewährt.

Das Klima von Orizaba, das so ungefähr auf der Grenze des Tropengebiets liegt, ist noch ein gemäßigtes und die Temperatur eine außergewöhnlich gleichmäßige, sodaß die klimatischen Verhältnisse in bezug auf Annehmlichkeit wohl kaum von demjenigen irgend einer anderen Gegend der Welt übertroffen werden. Erst bei Cordoba, etwa 16 Meilen von Orizaba entfernt, beginnt die eigentliche Tropenwelt mit ihrer ganzen Ueppigkeit der Flora. Die bekannten Tropenfrüchte, Bananen, Mangos, Ananas und wie sie alle heißen, gedeihen hier vorzüglich, und große Strecken Landes sind mit Kaffeesträuchern bepflanzt, die eine einträgliche Ernte liefern.

Als der eigentliche Mittelpunkt der Tropen kann die jetzt von unserem Militär besetzte Hafenstadt Vera Cruz bezeichnet werden, die vor nahezu 400 Jahren (1519) von Fernando Cortez gegründet und von ihm „La Villa Rica de Vera Cruz" (die reiche Stadt des wahren Kreuzes) getauft wurde. Allzu verlockend mag der erste Eindruck nicht gewesen sein, den die öden Landstrecken des Dünenuferlandes auf die spanischen Conquistadores ausübten, und wenn nicht der Ehrgeiz und die Eroberungssucht sie aufgestachelt hätten, würden sie wahrscheinlich dem Lande, das sich ihnen so wenig einladend präsentierte, den Rücken gekehrt haben. Aber Cortez erkannte schon damals die Bedeutung dieses Hafens.

Tortillab ereitung.

Den Eindruck, den der Neuankömmling, besonders von der Seeseite her, von dem Lande empfängt, ist heute immer noch derselbe, wie einst, trotzdem von der Regierung durch Molenbauten und Baggerungen viel zur Verbesserung des Hafens getan worden ist. Zwar hat Vera Cruz regelmäßige breite, sich rechtwinklig schneidende Straßen. Die Häuser in spanisch-maurischer Bauart mit den oft recht netten modernisierten Ziegelfronten sind auch nicht übel; die vielen Kirchenkuppeln geben der Stadt ein nicht wenig malerisches Gepräge. Die Palmen auf der Alameda, der von den Veracruzanern beliebten Korsostraße, und einige Laubbäume sprechen auch ganz hübsch an, und alles dies vermöchte wohl das Trostlose des gesamten Stadtbildes zu mildern, wenn nicht der entsetzliche Schmutz der Straßen, Tiere, Menschen und Neger sind gleichmäßig schmutzig. Ihre gelbgraue Staubkruste ist nicht weniger eintönig als der fade Verwesungsgeruch, der wie ein allgegenwärtiger Odem die Stadt erfüllt. Dieser schauerliche Geruch ist für unsere Begriffe geradezu unerträglich. Allerdings ist er an und für sich nicht weiter verwunderlich, da ja den Zopilotes, den Aasgeiern, in Vera Cruz das Geschäft der Straßenreinigung und des Abfuhrwesens zufällt, und da kann es vorkommen, daß sich die Tiere überfressen und das Geschäft schlecht oder gar nicht besorgen.

Der Fluch von Vera Cruz und der ganzen Gegend ist das Gelbe Fieber, das unter Eingeborenen und Ausländern Opfer fordert. Die fahlen Gesichter mit den gespenstischen großen Fieberaugen künden dem Fremdling mehr als alles andere das ungesunde Klima dieses Hafens, und man bedauert den Ausländer, der des Handels wegen hier seinen Wohnsitz haben muß. Denn die Handelsbeziehungen mit dem Auslande haben in Vera Cruz ihren Hauptstützpunkt. In wirtschaftlicher Beziehung muß Vera Cruz neben der Hauptstadt Mexico City wohl die bedeutendste Stellung unter den Städten der Republik zugemessen werden. Umso überraschender erscheint es angesichts dieser Bedeutung, daß der Hafen ziemlich schlecht befestigt ist. Heute weist der Hafen allerdings mehrere Forts auf, darunter das von San Juan Ulua. Es repräsentiert sich als ein altes Conquistadoren-Kastell und liegt auf der Insel Ulua vor der Hafeneinfahrt. Als Festung taugt das Kastell heute nichts mehr, dagegen dient es als Gefängnis für militärische und politische Verbrecher. Die Behandlungsweise der Gefangenen ist so altmodisch wie das Gebäude. Es ist der schrecklichste mittelalterliche Kerker, den man sich vorstellen kann. Die meisten der Zellen empfangen ihr einziges Licht durch eine schmale Oeffnung der drei Meter dicken Mauern. Wenn das Wasser hoch steht, füllt es die Räume fußhoch.

In Vera Cruz haben sich die Spanier, als sie gegen Ende des ersten Viertels des vorigen Jahrhunderts aus Mexiko vertrieben wurden, am längsten gehalten. Hier konnten sie sich bis zum Jahre 1825 behaupten. Im ersten mexikanisch-nordamerikanischen Kriege ward Vera Cruz vom General Scott zur Kapitulation gezwungen, der von hier aus den Weg nach der Hauptstadt Mexiko City antrat und sie eroberte. Vera Cruz war auch der strategische Stützpunkt der französischen Invasion von 1862 bis 1867, und hier betrat am 28. Mai 1864 der unglückselige Kaiser Maximilian zum ersten Male mexikanischen Boden.

Vera Cruz gilt bei den Mexikanern als eine fröhliche und leichtlebige Stadt. Luigi Barzini, der Kriegsberichterstatter des „Corriere della Sera", hat das Treiben in dieser „heiteren" Stadt in anschaulicher Weise geschildert. „Ein ruhiger Platz," so hieß es dort, „und ringsum Säulenhallen. Unter den Säulenhallen Kaffeehaustische, und an diesen Tischen eine essende, trinkende, buntfarbiges Eis schlürfende Menge. Auf einer Seite der Regierungspalast, mit einer offenen Bogenhalle; auf der anderen Seite das Hotel: in einer Ecke die Kirche, breit wie eine Moschee, wuchtig, dunkel, pompös und traurig. In der Mitte des Platzes Parkanlagen mit alten Bäumen und künstlich geflochtenen Palmzweigen. In der Mitte des Parkes der Kiosk für die Musik. Zwischen den Blattpflanzen ein Ringelreihen und ein Geschrei spielender Kinder. Der Marktplatz von Vera Cruz erinnert mich an Sizilien, versetzt mich nach Andalu-

Indianerhütte in den Tropen.

sien: ich träume mich zurück in den stillen Frieden alter Städte, die in Sonnenlicht getaucht sind, und in denen die Seele von einem unaussprechlichen Ruhebedürfnis befallen wird."

Der ebenfalls im Tropengebiet gelegene Hafenort Tampico ist in seiner heutigen Bedeutung noch recht jungen Datums. Hätte man in Tampico nicht Petroleum entdeckt, so wäre der Ort der schläfrige Flecken geblieben, der er vor hundert Jahren schon war. Nun aber hat sich die Industrie der Stadt bemächtigt. Tampico heißt die „Oelmetropole von Mexiko"; man hat den Hafen ausgebaut; Werften sind entstanden, große Dampfer liegen an den Kais; im Eisenbahndepot herrscht aufgeregter Lärm, und wo früher nur glühende Hitze alles in den Schlaf legte, pfeifen die Lokomotiven und poltern die Lasten, die in die Dampfer gebracht werden.

Dieses rege Leben nach der Seeseite zu ist aber nur eine äußere Fassade; die Neuerungen und Veränderungen beschränken sich auf den Hafen. Das eigentliche Tampico liegt ein paar Meilen aufwärts am Flusse. Es ist keine moderne Stadt, sondern echtes Mittelamerika, das auch nicht eine Ahnung von künftigem Aufschwung hat, schmutzig und verfallen, aber in allem Schmutz schön, malerisch, reizvoll. Da liegt der alte Marktplatz, auf dem sich trotz der Werften und der Eisenbahnen die bunten Szenen des Eingeborenenmarktes abspielen. Da kommen die Leute den Fluß heraufgefahren in ihren selbstverfertigten Kanoes und feilschen mit dem Stadt-

Brücke aus Rankengeflecht.

volk. Gegen Honig, Sassaparillawurzeln und süße Früchte tauschen sie Kleider ein, Tabak und Pulque, den Nationaltrank aus dem Saft der Aloe, der so rasch zu Kopf steigt und trunken macht. Zwischen den Geländern der alten Brücke wälzen sich die braunhäutigen, schwarzäugigen Kinder in glücklicher Nacktheit umher, und wenn die abendliche Kühle naht, dann hört man die seltsame Musik fremdartiger Instrumente. Da singen die Frauen aus den fernen, noch kaum von der Kultur belebten Gebieten des Innern ihre seltsamen Gesänge, und die Männer liegen faul auf dem Boden und erörtern die Aussichten für den nächsten Hahnenkampf. Es sind stolze und fesselnde Erscheinungen, diese kupferfarbigen, schwarzhaarigen Frauen voller Schüchternheit und Schönheit, die auf dem Markt von Tampico ihre Früchte feilbieten.

Gleich dabei an der alten Brücke entfaltet sich ein Leben, das nichts gemein hat mit der regen Welt am Hafen, das weltenfern ist von aller Kultur, aber blühend und glänzend in reichen Farben. Ueber dem Markt und über dem Häusergewirr erhebt sich wie schützend die alte Kathedrale, von grünem Efeu umkleidet, und nicht weit davon steht auch das andere auffällige Gebäude, das einst weiße, jetzt von Schmutz starrende Gefängnis. Auch dies Gefängnis von Tampico ist ein romantischer Ort, ein Stück Welt für sich und wohl der demokratischste Kerker, den es gibt. Für irgendeine Kleinigkeit, wegen Trunk-

Adobenhäuser in Mexiko.

sucht oder einer nichtigen Beleidigung, kann man hier Wohnung erhalten und — dann vergessen werden.

Die Lebensverhältnisse der Eingeborenen in der heißen Zone sind wesentlich verschieden von denen auf den Hochplateaus, wo die Indianer mehrere Jahrhunderte lang so gut wie Sklaven waren. Das Volk der Tropen hat größere Freiheit, weil die Natur ihm nahezu alles bietet, was zum Lebensunterhalt nötig ist. Auffallend ist die große Reinlichkeit dieser Indianer, was wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen ist, daß die übermäßige Hitze zu häufigem Baden anregt und an Wasser kein Mangel ist. Die Wohnungen der Mittel- und unteren Klasse sind aus Bambus oder irgend einem anderen leichten Material erbaut und mit Palmblättern gedeckt. Ein Indianerdorf besteht meistens aus einer langen, gewundenen Straße, die auf jeder Seite von diesen unscheinbaren, aber malerischen Hütten eingefaßt ist.

Auf der ganzen Strecke von Mexiko nach Vera Cruz bietet das Leben an den Bahnhöfen mancherlei, da die Bevölkerung fast ausschließlich aus Indianern besteht. Die Männer sieht man meistens scheu an den Wänden der Bahngebäude lehnen, in der Regel bis an den Hals eingehüllt in große, rauhe, rote Tücher, die Zarapas, während die Frauen, nicht selten mit ihren auf den Rücken gebundenen Säuglingen, an dem Eisenbahnzuge entlang laufen, um ihre wohlfeilen Genußmittel zu veräußern. Diese bestehen vorwiegend in Pulque, dem Getränk des Landes, einer Art gegohrenen Saftes einer Kaktuspflanze, der „Maguey", die nur auf dem Hochlande wächst. Außerdem handeln die Indianerinnen mit „Tortillas", einem aus Maismehl und Wasser bereiteten Gebäck in Pfannkuchenform. Das Maismehl dazu wird durch mühsames, meist von den Frauen ausgeführtes Zermahlen der Körner zwischen Steinen gewonnen. Um das Gebäck warm zu halten, setzen die Frauen sich auf den es enthaltenden Korb und decken diesen mit ihren Röcken zu.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Sportbluse für kleine Knaben.
No. 7995.

Einfache, faltenlose Formen sind auch in der Herren- und Knabenmode maßgebend. Die neue Frühjahrsmode hat in

Stoffen zahllose neue Gewebe und Muster gebracht, die sich speziell für die glatten Blusen eignen. Für Knaben wählt man gern derbe Stoffe in gedeckten Farben, denen als Ausputz gestreifte Gewebe beigesellt werden, wie es aus diesem Muster hier ersichtlich ist. Die Herstellung der kleidsamen Bluse geht schnell von statten und stellt keinerlei Ansprüche an besondere Geschicklichkeit in der Nadelführung. Man reiht die untere Weite in den breiten Gürtel ein, der den modernen Effekt giebt, wie ihn auch die Mädchen an den Sportblusen bevorzugen. Wünscht man die Aermel in halber Länge, so versieht man sie mit einem Bündchen. Zwei Arten Kragen sind dem Schnittmuster, das in 5 Größen vorräthig ist, für Knaben von 2—10 Jahren, und das 1½ Yard von 36 Zoll breitem Material erfordert, beigegeben, der breite Matrosenkragen und ein rund geschnittener, wie ihn die Abbildung veranschaulicht.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 15 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dep
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite. — 5 cm
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....